Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 23 (1941)
Heft: 22

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 30. Mai 1941. Erscheint jeden Freitag 23. Jahrgang Nr. 22

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.80, halbjährlich Fr. 6.10 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 14.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend.

Wir lesen heute:

Die Diakonissen von Riehen
Tagung in Basel
Frauenarbeit und Arbeitsbeschaffung

Wochenchronik

Inland

Wohl noch selten hat die ganze Schweiz mit solcher Spannung auf eine kantonale Abstimmung geblickt wie letzten Sonntag auf diejenige von **Zürich** über die Einführung einer **kantonalen Altersversicherung.** Mit der Annahme hätte sich Zürich zum begeisternden Schrittmacher für andere Kantone gemacht und hätte auch der eidgenössischen Altersversicherung einen mächtigen Auftrieb gegeben. Leider aber hat das Zürcher Volk die Vorlage mit 85,087 Nein gegen nur 49,084 Ja verworfen. Ueber den Grund der Ablehnung ist man sich zu ziemlich einig. Die 18 Franken jährliche Prämie, die von iedermann auch in den bescheidensten Verhältnissen vom 20. bis 65. Jahre zu leisten gewesen wäre, ohne daß ihr — wenigstens noch nicht während der nächsten 45 Jahre — ein vollgültiger Rechtsanspruch auf die entsprechende Rente gegenüber gestanden hätte, zusammen mit der stetigen drückenden Teuerung und den ständig zunehmenden Steuern wurde vom Volke als eine zu große Last empfunden. Psychologisch begreiflich, aber darum nicht weniger bedauerlich!

Einen unerwarteten Entscheid faßte kürzlich die **ständerätliche Kommission** zur Begutachtung der sozialdemokratischen Initiative für die **Erhöhung** der **Mitgliederzahl** des Bundesrates und die **Volkswahl** des **Bundesrates.** Im Gegensatz zum Nationalrat, der die Volkswahl zwar auch ablehnt, der Erhöhung der Mitgliederzahl in einem Gegenvorschlag aber zustimmte, lehnt die ständerätliche Kommission nicht nur beide Postulate der Initiative ab, sondern verwirft auch jeden Gegenvorschlag. Dieser Entscheid wird nicht überall als besonders glücklich betrachtet. Denn damit erhält der Bürger, der zwar die Volkswahl des Bundesrates ablehnen, der Erhöhung aber zustimmen möchte, keine Gelegenheit, seiner Auffassung Ausdruck zu geben.

In Basel tagte dieser Tage die **nationalrätliche Kommission** für die bundesrätliche Vorlage über die **Allgemeinverbindlicherklärung** von **Gesamtarbeitsverträgen.** Der Abschluß solcher im Interesse des sozialen Friedens überaus begrüßenswerter Verträge wird durch das Abseitsstehen eines Teiles der Berufsangehörigen wesentlich erschwert, denn bei Nichtbeteiligung derselben besteht die Möglichkeit, die Bindung anderer an Verbandsbestimmungen, denen man selbst nicht unterworfen ist, zu Konkurrenzzwecken auszunützen. Solche Erfahrungen haben das Bedürfnis nach einer gesetzlichen Grundlage in den letzten Jahren stark gesteigert. Die Kantone Genf, Neuenburg und Freiburg z. B. haben in dieser Hinsicht seinerzeit bereits gesetzgeberische Schritte unternommen, sind dann aber durch Entscheide des Bundesgerichtes, wonach die Kantone zu so weitgehenden Erlassen nicht befugt seien, darin desavouiert worden. Die geplante Allgemeinverbindlicherklärung soll hier nun eine einheitliche Rechtsgrundlage schaffen.

Das **eidgenössische Meliorationsamt** hat nach einläßlichen Begutachtungen auf Grund des Bundesratsbeschlusses zur Gewinnung neuen anbaufähigen Ackerlandes aus den ihm von den kantonalen Meliorationsämtern zugeleiteten 2764 Meliorationsprojekten vorerst 2044 mit einer Gesamtkostensumme von 159 Millionen zu sofortiger Ausführung berücksichtigt. Es handelt sich dabei vor allem um solche Projekte, die rasch durchzuführen sind und schon für die nächstjährige Ernte wesentliche Erträge versprechen. Unter normalen Vegetationsbedingungen kann damit unser Lebensmittelvorrat schon im nächsten Jahr um 6,120,000 Zentner Kartoffeln oder 680,000 Zentner Getreide vermehrt werden, für unsere prekäre Lebensmittelversorgung sicher von nicht geringer Bedeutung.

Ausland.

Seit über einer Woche toben um **Kreta** die heftigsten und wie es heißt erbittertsten Kämpfe des ganzen Krieges. Man schätzt, daß die Deutschen über 25,000 Mann ihrer besten Luftlandetruppen herangebracht haben. Kleinere Landungen mögen ihnen auch auf dem Seeweg gelungen sein, größere Truppentransporte indessen sollen wohl versucht, aber von der britischen Flotte entweder zersprengt oder vernichtet worden sein. Aber auch diesmal wieder zeigt sich die zerstörerische Ueberlegenheit der deutschen Luftwaffe, die den britischen Verteidigern hart zusetzt und gegen die gleichwertig aufzukommen, diese nicht in der Lage sind. So wurden mehrere kretische Städte bis auf den Grund zerstört. Und immer wieder führen die Deutschen neue frische Kräfte heran, während die neuseeländischen Truppen Tag und Nacht im Kampfe stehen und bereits stark übermüdet sind. Wohl erhalten auch sie Verstärkungen, die von weit entfernten Basen heranzuführen für sie indessen viel schwieriger ist.

Mittlerweile hat auch hoch im Norden in der Nähe Grönlands eine **deutsch-britische Seeschlacht** stattgefunden, wobei es einem der neuesten und wertvollsten deutschen Kriegsschiffe, der „Bismarck" gelang, das größte britische Schlachtschiff, die „Hood", zu versenken. Aber kaum zwei Tage später ereilte die „Bismarck" von seiten der englischen Kriegsschiffe dasselbe Schicksal.

Fortsetzung siehe Seite 2.

Pfingsten 1941

Wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist denen geben, die ihn bitten. Lukas 11, 13.

Für uns ist das Erstaunliche und Auffallende an dem ganzen Abschnitt Lukas 11,5—13 wohl die Tatsache, daß hier so selbstverständlich vorausgesetzt und damit gerechnet wird, daß es Menschen gibt, die in einer solchen Weise um den heiligen Geist bitten. — Eben so darum bitten, wie es dieser Mann da tut, dem um Mitternacht ein unerwarteter Besuch ins Haus gekommen ist, und der nichts hat, dessen Hunger zu stillen. Da macht er sich in seiner Verlegenheit auf, um einen seiner Freunde um Brot anzugehen; und nachdem er es einmal unternommen hat, läßt er sich nun auch nicht abweisen, bis er um seiner Unverschämtheit willen bekommt, was er braucht, — oder die so darum bitten, wie es dann weiter von diesem Sohn erzählt wird, der seinen Vater um einen Fisch oder um ein Ei bittet; das heißt wohl, um das ganz gewöhnliche, tägliche Essen; und der darum bittet in der selbstverständlichen Gewißheit, daß der Vater es ihm nicht versagen wird.

Vielleicht wissen wir auch ein wenig davon, was solches Beten ist. Vielleicht hat es in unserm Leben schon solche Zeiten gegeben, da wir entweder so unverschämt, oder dann auch so kindlich selbstverständlich um irgend etwas gebetet haben. Einer vielleicht um die Gesundheit und ein anderer um irgend eine besondere Hilfe; viele vielleicht auch um den Frieden und um bessere und glücklichere Zeit. — Aber ob es uns auch schon in den Sinn gekommen ist, um den heiligen Geist zu bitten, ob wir auch schon daran gedacht haben, um diese Gabe Gottes so zu bitten, wie man eben um Allerwichtigstes bittet; um das, ohne das man überhaupt nicht als Christ leben kann? Daß wir solches Gebet so wenig kennen, daß es uns eher etwas Fremdes und Ungewohntes, etwas Fernliegendes ist, das ist vielleicht doch ein Zeichen dafür, daß etwas bei uns nicht stimmt. Auf alle Fälle würden die Christen aus den ersten Jahrzehnten, die Christengemeinden aus der Apostelgeschichte mit Staunen und Befremden auf uns schauen, auf unsere Kirchen und Gemeinden, in denen nie geschieht, was sie doch je und je haben erfahren dürfen, daß der Geist Gottes in großer Kraft unter ihnen wirkte, daß er ihr Zeugnis und ihren Glauben segnete, daß er ihre Gemeinden mehrte, ihren Gliedern Kraft und Freudigkeit gab, Zeugen Jesu Christi zu sein **in aller Welt:** Zeugen mit dem Wort; aber ebenso freudig auch mit Leib und Leben. —

Das ist unsere Pfingstnot, daß wir arm sind, und von unserer Armut nicht einmal wissen; daß wir Mangel haben, und unter dem Mangel doch nicht leiden; daß wir krank sind, und doch so tun, als ob uns nichts fehlte; daß wir wohl viel darüber reden und allerlei versuchen, daß unsere Gemeinden lebendiger werden sollten, und daß wir doch vergessen haben, daß es nur eine Kraft gibt, die Leben schafft, den Geist, den der Herr Jesus Christus seiner Kirche verheißen hat. Und daß es gerade da heißt: Bittet, so wird euch gegeben! Und: wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist denen geben, die ihn bitten.

Die Jünger Jesu haben zuerst durch die Bitterkeiten und das Gedemütigtwerden jener Nacht vor Karfreitag hindurchgehen müssen. Dort haben sie es erfahren, daß ihr eigener Geist nichts ist, daß ihre Selbstsicherheit Prahlerei und ihr eigener Mut Feigheit und Untreue wurden. Dort sind sie still geworden, dort sind ihre eigenen großen Worte und Pläne verstummt, dort haben sie es gelernt, nichts anderes mehr zu tun und zu wollen, als zu warten auf die Verheißung des Vaters, die sie von ihrem Herrn gehört hatten, dort haben sie es gelernt, einmütig im Gebet miteinander zu verharren, freudig und zuversichtlich und ganz und gar gewiß, daß der Vater im Himmel ihnen den heiligen Geist geben werde, weil sie ihn darum bitten. —

Jene dreitausend Menschen, von denen die Apostelgeschichte berichtet, daß sie am ersten Pfingstfest zu der Gemeinde Jesu Christi hinzugetan wurden, denen ist ein Stich zuerst durchs Herz gegangen, als sie die Predigt des Petrus hörten. Dort haben sie es erfahren, was das heißt, der Schuld, der eigenen nicht wieder gutzumachenden Schuld ins Auge sehen zu müssen. Dort haben sie es erfahren, was es heißt, wenn alle Entschuldigungen, alles sich selber Ausreden, weil ja die andern auch dabei waren, weil ja so mancher andere mehr Verantwortung auf sich geladen habe, wenn das alles über einem zusammenbricht, wenn nur noch jenes eine Wort auf einen zukommt: Du bist der Mann, du bist die Frau! Wenn man nichts mehr hat, als in einer hoffnungslosen Lage drin, jenes fast verzweifelte Fragen und Schreien nach Rettung. „Als sie das hörten, ging ihnen ein Stich durchs Herz und sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: Was sollen wir tun, ihr Brüder?"

Das also ist die Voraussetzung, das also muß zuerst geschehen, damit das Bitten um den heiligen Geist in uns und unter uns beginnen kann. So muß man zerschlagen und gedemütigt sein mit allem Eigenen, so muß man erwacht und aufgeschreckt sein aus aller Sattheit und allem vermeintlichen Genug-haben, so muß man es verlernt haben zu meinen, daß die Schuld der andern, die Schuld der großen Welt draußen, die Schuld der paar Mächtigen auf Erden uns in unserer Schuld und Sünde vor Gott entlasten, so muß man angefangen haben zu fragen: Was muß ich tun? — ganz klar darüber, daß man von sich aus ja kein Anrecht hat auf eine Antwort und eine Hilfe, und doch von Gott her ein wunderbares Recht, dennoch zu bitten und trotz allem zu glauben.

Wenn das aber in unsern Kirchen und unter uns Christen anheben dürfte, daß wir so bitten um den heiligen Geist, der der Geist Jesu Christi ist, der ihn selber, unsern Herrn und Heiland unter uns groß und herrlich macht und der uns die Gewißheit seiner Vergebung und seiner Gegenwart schenkt, dann stehen wir trotz aller Dunkelheit und Finsternis der Zeit mitten drin im Licht unserer Verheißung: Wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist denen geben, die ihn bitten.

Marianne Kappeler, Zollikon.

Singende Gemeinde

Was bringt uns das neue Kirchengesangbuch?

Dies Frühjahr hat sich im Zwingliheim in Wildhaus eine sangesfrohe Schar der „Jungen Kirche" (Bund evangelischer Jugend der Schweiz) zu einem neuen Dienst ausrüsten lassen: dem neuen Kirchengesangbuch der deutschen Schweiz freie Bahn zu schaffen. Wer möchte das nicht tun, wenn er unter ihm lieb gewordenen, bekannten Liedern Perlen findet, die aus dem alten, verloren gegangenen evangelischen Kerngesangbuch stammen und die, textlich und musikalisch korrigiert, uns in Wort und Ton erleben lassen wie das Lied uns zu erfassen vermag. Und haben wir dies nicht bitter nötig in solcher Zeit der Not und des Schreckens? Das alte wertvolle Liedergut, entstanden zur Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges will uns, ebenfalls von Krieg und Anfechtung erschütterten Menschen, zur Hilfe werden. Es ist Zeugnis von den zwei Polen, die uns wie ein fester Handgriff Gottes zu halten vermögen: Seine Verheißungen und die Erfüllung in Jesus Christus und daß, wo diese Gabe Gottes angenommen wird, Gemeinde entsteht, die dankt, lobt und singt. So tragen diese alten Lieder nicht subjektiven Charakter, sondern sie sind Antwort der Gemeinde in Form des Bekenntnisses, der Anbetung und der Lobpreisung. Die Verwendung von alten Tonsätzen verleiht dem Liederwort sehr starken Ausdruck und erschließt dadurch der Gemeinde den großen Schatz der alten Kirchenmusik.

Neben Liedern in ausgeglichener Fassung von Melodie und Tonsatz haben auch solche in rhythmischer Fassung Aufnahme gefunden, wodurch das vielerorts schleppend gewordene Tempo unseres Kirchengesanges durchbrochen und nun neu belebt wird. Auch ist neben dem vierstimmigen Satz dem einstimmigen Lied Raum gegeben. Doch nicht nur einer singenden Gemeinde will das neue Liederbuch dienen, sondern ebenso sehr der stillen Andacht des Einzelnen. Wie während der Singwoche beim Erarbeiten von ca. 50 Liedern die Freude ob diesem Schatz gleichsam aufblühte, so wird sich auch die Kraft und Wahrheit des gelesenen Wortes zur Seelsorge und Erbauung auswirken. R. M.

Es ist etwas im Menschen, das sich vor keiner Gewalt beugt und fürchtet, und durch keine Gewalt überwältigt werden kann. Es bleibt unbeschädigt und frei, wie auch die Sachen gehen, und spricht der Gewalt Hohn: und ist doch zugleich mild, und rät zum Guten und zum Frieden.
Matthias Claudius

Ein glücklicher Tag

Von Marie Bretscher.

Die Nacht läßt sich von der Erde, richtet sich langsam auf. Ein fahler Dämmerschein drängt sich hindurch, wird breiter, wächst bis zu den Sternen empor und löscht sie aus. Ein Vogel versucht einen Triller, verstummt, fängt wieder an, ein anderer antwortet. Eine Amsel beginnt zu flöten, singt eine Zeitlang ganz allein, es ist, als lauschte alles auf die Töne, die wie schmale, goldene Bänder gen Himmel steigen. Dann aber besinnt sich der Chor seiner Pflicht, fällt jubelnd ein, und die Luft steht wie ein einziges und dennoch hundertfältiges Lied zwischen den Häusern und Bäumen.

Jules, wie er im Hotel genannt wird, verläßt das Bett, geht zum Fenster und blickt in den Hof hinab. Er ist noch dunkel, nur oben sind die Wände leise angehaucht, und ein kleines Stück Himmel schwebt wie dünner, grauweißer Rauch darüber. Jules lauscht auf die Atemzüge hinter ihm. Vorläufig ist er noch sicher. Er hat schrecklich Angst. Hundertmal wird er sich heute wieder zu langsam drehen und wenden, und dann schlägt ihn Jean, der Kellner und hält ihn den ganzen Tag mit seinem unflätigen Spott. Jules geht ins Zimmer zurück, kleidet sich behutsam an und weiß nicht, was er nun beginnen soll. Wie er so untätig steht, steigt die Angst höher und höher an ihm empor. Im Augenblick, da Jean einen Seufzer ausstößt und sich auf die andere Seite wirft, schlägt sie über ihm zusammen; er weiß nur noch das eine, daß er sich retten muß. Blindlings erreicht er die Türe, reißt sie auf, er hat nicht mehr die Kraft, Geräusche zu verhüten, stürzt sich die Treppe hinab und gelangt durch die Dienstbotentür, die nur durch einen Riegel verschlossen ist, auf die Straße. Die Kühle des Morgens bringt ihn einigermaßen zur Besinnung. Er rennt nicht mehr, sondern geht so, als hätte er etwas zu besorgen, als kennte er das Ziel seiner Schritte. Die Straße ist zu Ende, eine neue beginnt, wieder eine. Der Himmel wird heller. Ein Wölklein fängt auf einmal zu glühen an. Jules schaut zu ihm hinauf, aber er bleibt nicht stehen. Ihm ist, als könnte er nie mehr stehen bleiben.

Die Häuser bleiben zurück, Wiesen dehnen sich und Felder. Ein Bächlein sprudelt auf, begleitet ihn eine Weile und schwenkt plötzlich ab. Jules gelüstet es, ihm zu folgen, doch etwas anderes ist stärker in ihm, zwingt ihn vorwärts, immer vorwärts, die Straße entlang.

Die Sonne ist längst über die Erde gestiegen. Sie streicht Jules über die Haare, blickt ihm ins Gesicht; aber nun muß er die Augen schließen bis auf einen schmalen Spalt, und tausend kleine Sonnen tanzen vor ihm her. Sanft sieht er nichts. Er ist auch schon ein wenig müde geworden und geht wie im Traum, bis etwas hart und dunkel gegen seine Stirne schlägt und er irgendwo hinkollert.

„Ob", sagt eine Stimme über ihn, „tut es weh?"

Eine Hand legt sich fest auf seine Stirn und erdrückt den Schmerz. Jules blinzelt, schlägt dann die Lider auf und sieht ein blasses, mageres Gesicht. Die Augen sind grau mit winzigen, goldenen Tüpfchen; die machen wohl, daß es aussieht, als zitterten sie immer ein wenig. Jules setzt sich auf, ihm ist noch leicht schwindlig. Ein hohes Bord trennt ihn von der Straße, und er ist auf einmal froh, daß er hier sitzen und ausruhen kann.

„Hast du Hunger?" fragt das Mädchen.

Ja, auch Hunger hat er, einen riesigen Hunger, er hätte die Bäume und den Himmel verschlucken mögen. Das Mädchen steht auf und geht zu einem Korb, hebt ein Tüchlein auf und schaut nachdenklich hinein. Es kennt die Schläge, die seiner warten, wenn im Korb etwas fehlt. Nun, ein wenig Brot, vielleicht merken sie es nicht einmal. Entschlossen nimmt es den halben Leib heraus und schneidet ein Stück davon ab. Jules besinnt sich nicht lang. Ihm ist beinahe, als hätte er noch nie gegessen, als sei dies das erste Stück Brot, das er in Händen hält. Allmählich kehrt es ihm, daß das Mädchen nur zusieht. Er reißt ein Stück von seinem Brot ab und gibt es ihm. Nein, schüttelt es den Kopf, doch da Jules traurig den Arm sinken läßt und nun auch nicht mehr essen will, nimmt es das Stück und beißt hinein. Nur zum Scherz, denkt es, allein der Hunger in ihm macht ernst. Er ist wie ein gepeinigtes Werd, das plötzlich alle Zügel zerreißt. Im Korb ist noch mehr Brot, Fleisch ist darin und ein Krug voll Most.

„Ich heiße Agnes", sagt das Mädchen, „und du?"

„Jules . . . nein, Gottlieb."

Ja, das war sein wirklicher Name. In der Stadt war es ihnen zu lang gewesen, da hatten sie ihm einfach einen andern übergestülpt. Aber jetzt heißt er wieder Gottlieb, seine Mutter hatte ihn so genannt.

„Gottlieb", sagt er noch einmal: seine Stimme verweilt ein wenig auf der letzten Silbe.

Sie hören auf zu essen. Agnes weiß endlich wieder einmal, wie man sich fühlt, wenn man satt ist. Irgendwie ist es wie ein Fest, oder wie eine Glocke, die ruhig dahinschwingt und Gold und Silber über die friedlichen Felder streut. Aber jetzt muß sie leider an den Acker denken, an den Bauer und die Knechte, die dort auf den Imbiß warten. Sie blickt in den Korb. Gut die Hälfte ist noch darin.

„Das nehmen wir mit und essen es später", sagt Gottlieb.

Er steht neben ihr, ist ein wenig größer als sie und weiß, was zu tun ist.

*

Die Straße brauchen sie nicht mehr, ein schmaler Weg führt durch die Wiesen. Bei jedem Schritt schwirren Insekten auf, und das Zirpen der Grillen liegt wie ein Teppich über dem weiten Land. Gottlieb trägt den Korb, Agnes geht hinter ihm. Sie ist ein wenig schläfrig nach der reichlichen Mahlzeit. Auf einer kleinen, von Birken und jungen Buchen bewachsenen Anhöhe, ruhen sie aus. Die Sonne steht hoch über ihnen und ein paar schöne, weiße Wolken schweben am Himmel.

„Wir wollen uns hinlegen", schlägt Agnes vor, „wenn man dann lange hinaufschaut ist es, als fahre man mit."

Sie tun es, suchen sich jedes eine Wolke aus, und dann kommt eine große, in der sie beide Platz haben.

„Sie ist ganz mit Wolle gepolstert", sagt Agnes und merkt nicht einmal, daß ihr die Lider schon zugefallen sind. Plötzlich ist ihr, als sinke sie zu tief hinein, sie will sich irgendwo halten und ist froh, daß sie Gottliebs Hand dicht bei der ihren findet.

Gottlieb sieht, daß sie schläft. Ohne den Glanz der Augen ist das schmale Gesicht erschreckend blaß, wie ausgelöscht von der Härte des Lebens. Eine große Zärtlichkeit steigt in ihm auf, eine heftige Sehnsucht, sie zu beschützen. Er legt die Hand auf die ihre, sachte, um sie nicht zu wecken. Ein leiser Wind steigt vom Boden auf und spielt ein wenig mit den Blättern. Ein Lispeln, ein zartes Klirren . . . wie Gläser, denkt Gottlieb, reißt erschrocken die Au-

Die Versenkung der „Hood“ hat namentlich auch in Amerika größtes Aufsehen hervorgerufen. Denn damit sei der Beweis erbracht, daß der Krieg immer näher an die westliche Hemisphäre heranrücke (Bekanntlich hat Amerika schon vor einiger Zeit Grönland zu seiner Interessensphäre erklärt.) Gerade von hier aus sah man deshalb der schon seit einiger Zeit angekündigten neuen **Rede Präsident Roosevelts,** von der man eine entscheidende Abklärung erwartete, mit umso größerer Spannung entgegen. Großadmiral **Raeder** glaubte, auf dem Wege eines Interviews noch eine letzte Warnung an die Vereinigten Staaten richten zu müssen, in der er sich einerseits gegen angebliche deutsche Angriffsabsichten auf Amerika verwahrte, andererseits aber vor dem geplanten Gelcitschutzen, wie namentlich auch vor der bereits geübten amerikanischen Patrouillentätigkeit als vor ausgesprochenen provokatorischen Kriegshandlungen, die Deutschland nicht einfach hinnehmen würde, dringend warnte. Präsident Roosevelts Rede vom letzten Dienstagabend brachte indessen die erwartete entscheidende Abklärung nicht, jedenfalls enthielt sie keine ausgesprochene Kriegsandrohung. Aber anderseits ließ er auch keinen Zweifel darüber, daß Amerika jeglichen Versuch Hitlers, seine nationalsozialistische Herrschaft auf die westliche Hemisphäre auszudehnen, wie auch jeden Versuch, die Herrschaft über die Meere an sich zu reißen, tätigen Widerstand entgegensetzen werde, nötigenfalls unter Einsetzung aller militärischen Machtmittel. England werde auch weiterhin alle nur mögliche Unterstützung zuteil werden: „Die Lieferungen nach England können und müssen und werden geschehen und alle dafür bestätigten zusätzlichen Maßnahmen ergriffen werden.“ Im Zusammenhang mit seiner Rede proklamierte Roosevelt — und dies ist vielleicht das Wichtigste —, den „nationalen Notzustand“, der ihm nahezu diktatoriale Vollmachten einräumt. Roosevelts Rede bedeutet also, wie gesagt, keine definitive Kriegsentscheidung, aber sie läßt auch keinen Zweifel, daß der einmal eingeschlagene Weg auch konsequent weiter verfolgt wird.

Frankreichs Schwierigkeiten sind über den neuen Ereignissen etwas in den Hintergrund getreten. Und doch sind sie keineswegs überwunden. Auf der einen Seite drückt der Sieger, auf der andern die ehemaligen Freunde. Von den verschiedensten französischen Seiten, so von Admiral Darlan, von Laval, der französischen Presse, wurde versucht, für Frankreichs neue Entscheidung um Verständnis zu werben. Admiral Darlan versicherte in einer Radioansprache an das französische Volk, daß Hitler von ihm weder die Auslieferung der französischen Flotte, noch koloniale Abtretungen, noch eine Kriegserklärung an England gefordert habe. Allein die Bedingungen des nur für eine kurze Zeit berechneten Waffenstillstandes hätten wie sie waren, nicht länger andauern können. Darüber habe sich Frankreich nun mit dem Sieger ins Einvernehmen gesetzt und dies sei wiederum nur möglich gewesen auf Grund eines vertrauensvollen Willens zur Zusammenarbeit. Der Sieger hätte ja alle Möglichkeit gehabt, Frankreich noch weiter zu zerschlagen, er habe es aber nicht getan. **Englands** und **Amerikas Mißtrauen** ist indessen nach allem, was geschehen, unüberlindlich. **Eben** hat letzte Woche vom Unterhaus aus eine eindringliche Warnung an das französische Volk gerichtet: „Die britische Regierung sei nicht gewillt, einen Unterschied zu machen zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet (z. B. in den Bombardierungen), falls Vichy auch weiterhin bereit sei, dem Feinde behilflich zu sein, wie dies z. B. bei den syrischen Flugplätzen der Fall war. Festgestellt sei ferner, daß bis zu 80 Prozent der in Marseille eintreffenden Lieferungen nach Deutschland und Italien weiter geleitet werden und die Regierung von Vichy gebe selbst zu, daß etwa ein Viertel der gesamten französischen Industrie für Deutschland arbeite.“ Englands Presse und öffentliche Meinung fordert all dem gegenüber nun energische und wirksame Präventivvorkehren.

Die Diakonissen von Riehen

Das Werden des Werkes

Im Jahre 1842 war in Basel das Bürgerspital aus seinen veralteten Räumen in den Markgräfler-Hof übergesiedelt. Schön und einladend war das Haus, gut eingerichtet für die Kranken, aber es fehlten noch die Schwestern. In jenen Jahren fand man in öffentlichen Spitälern zum Teil sehr ungeeignetes, ja sittenloses Pflegepersonal. Dies gab in Basel den Anlaß zur Gründung eines Krankenpflegevereins, der es sich zur Aufgabe machte, evangelische Töchter zur Krankenpflege auszubilden. Da in der Schweiz noch keine Ausbildungsmöglichkeit bestand, wurden die angehenden Schwestern nach Ludwigsburg geschickt, wo der Arzt Dr. A. H. Werner es unternommen hatte, Krankenpflegerinnen auszubilden. — Es war allerdings nur ein Notbehelf. Auch verheirateten sich manche der ausgebildeten Pflegerinnen und so war dem Mangel nicht abgeholfen. Diese Not, wie auch Krankheitszeiten in der eigenen Familie veranlaßten Christian Friedrich Spittler, den bekannten Gründer der verschiedensten, christlichen Werke in Basel, Schritte zu tun zur Gründung eines Diakonissenhauses. Solche Häuser bestanden damals schon an verschiedenen Orten in Deutschland, wie auch in der Schweiz in St. Loup und Bern. So verschieden die Entstehungsgeschichte dieser Häuser ist, finden wir überall ähnliche Linien, die zur Gründung führten: Ein Erwachen in der evangelischen Kirche ließ die großen Liebespflichten neu erkennen — Not aller Art wartete auf Hilfe und viele wertvolle Frauenkräfte lagen noch brach und suchten ein Wirkungsfeld.

Es war Pfarrer Theodor Fliedner in Kaiserswerth a. Rhein, der als erster die Form für diese Art evangelischen Frauendienstes fand. In seiner kleinen Diasporagemeinde hat er zusammen mit seiner hingebenden, tapferen Frau entlassene Gefangene aufgenommen — sich der unbeaufsichtigten Kinder angenommen und ein Krankenhaus gegründet. Er nahm Töchter zu sich, die zum Dienst bereit waren und schloß sie zusammen zu einer evangelischen Schwesternschaft, die in einer Arbeits-, Lebens- und Glaubensgemeinschaft stand und als gemeinsame Heimat das Mutterhaus hatte. Wegleitend war für Fliedner, was im Neuen Testament über den Dienst der Frauen in den ersten Christengemeinden gesagt ist. Von dort her nahm er auch den Namen Diakonisse — den griechischen Ausdruck des Wortes Dienerin. Die Schwestern sollten als Dienerinnen der Gemeinde überall dahin gehen, wo Not zu lindern war.

Eine solche Schwesternschaft wollte nun auch Spittler in Basel gründen. Er berief ein Komitee, erwarb in Riehen bei Basel ein geeignetes Landhaus, Pilgerhof genannt, und gewann in Frl. Trinette Bindschedler die geeignete Persönlichkeit, um das kleine Diakonissenwerk zu beginnen und zu leiten. Schwester Trinette besuchte einige schon bestehende Diakonissenhäuser und begann 28jährig im

Oktober 1852

mit vier Töchtern, die sich zur Verfügung gestellt hatten, den Dienst an kranken Frauen und Kindern, die mit den Schwestern im Pilgerhof untergebracht waren. Die Tagebuchblätter der ersten Jahre erzählen von vielen Freuden und Sorgen. Manche Frage der Schwesternerziehung und der Krankenpflege mußte gelöst werden. Die Hauptverantwortung lag auf Schwester Trinette, obschon Freunde des Werkes regen Anteil an der Entwicklung des Diakonissenhauses nahmen und mit tatkräftiger Hilfe sich beteiligten.

Die Ordnungen des Kaiserswerther Diakonissenhauses waren Schwester Trinette bekannt, aber es galt doch in urwüchsiger Weise die Wege fürs eigene Haus und die eigene Schwesternschaft zu finden. — Es handelte sich darum, den Genossenschaftsgedanken durchzuführen. Dieser hat sich bis heute bewährt. Die Schwestern bekommen keinen Lohn, sondern nur ein Taschengeld. Dies wird nicht als Opfer aufgefaßt, sondern ist der einfachste Weg, um der Lebensgemeinschaft der Schwestern Familiencharakter zu geben und die ganze Schwesternschaft mit ihren gesunden, kranken und alten Gliedern zu versorgen. Jeder Schwester bleibt dabei das vollständig freie Verfügungsrecht über ihr privates Vermögen. Immer wieder haben sich Menschen gefunden, die sich freudig in diese Genossenschaft einfügen konnten und dadurch frei wurden zum Dienst. Eine Diakonisse wählt auch freiwillig den Weg der Ehelosigkeit. Ein Gelübde der Ehelosigkeit kennt man allerdings im Diakonissenhaus nicht, wo aber eine Frau ihre Berufung darin gefunden hat, in ganzer Hingabe den Kranken und Notleidenden zu dienen und ihnen eine Mutter zu sein, wird sie nur selten noch den Weg in die Ehe suchen. Wo sie es in klarer Ueberzeugung über die Richtigkeit ihres Weges dennoch tut, begleiten sie die Segenswünsche des Mutterhauses. Diese Grundlinien geben auch dem

Riehener Mutterhause

sein Gepräge. Lebendig wurde es weiter gestaltet durch die Persönlichkeiten seiner Leitung und seiner Schwestern. Nachdem Schwester Trinette während 25 Jahren in selbstloser Hingabe und mit viel Glaubensmut allein das Werk geleitet hatte, unterstützt durch das Komitee, wurde ein Pfarrer als Vorsteher gewählt. Von da an waren es Vorsteher und Oberschwester, die dem Werke vorstanden. Die entscheidenste Gestaltung aber verdankt das Diakonissenhaus der täglichen Verkündigung der biblischen Botschaft. Als Wahlspruch steht das Wort in unserer Kapelle: Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Wollen die Diakonissen ihren Auftrag ausrichten, müssen sie bei diesem Bekenntnis bleiben.

Das Mutterhaus aber ist nicht Selbstzweck, sondern ein Ort der Aussendung. Das ist das Schöne und Beglückende. Weit tut sich das Wirkungsfeld vor unsern nahezu 600 Schwestern auf, von denen 519 in verschiedenster Arbeit und Ausbildung stehen und etwa 70 ihren Feierabend im Diakonissenhause, am ganzen noch mittragend, zubringen.

Wo die Schwestern wirken:

Etwa 50 Schwestern arbeiten in der Gemeindepflege; zwei dienen im Frauengefängnis in Basel den Gefangenen, beschäftigen sie und helfen ihnen die Last des Eingeschlossenseins zu tragen. In Mädchenheimen betreuen Schwestern ihre Schützlinge, sie arbeiten mit ihnen in Küche, Wäscherei, Garten und Nähstube und freuen sich, wenn viele wieder den Weg zu einem geordneten und glücklichen Leben finden. Viele Kinder sind unsern Schwestern anvertraut in Spitälern, Krippen und Heimen. Wo alte, gebrechliche und einsame Menschen ihren Lebensabend in einem Heim zubringen müssen, haben wir immer wieder Schwestern, die gerade für diese so recht mütterliche Aufgabe eine besondere Gabe haben. In den großen medizinischen und chirurgischen Kliniken, wo die Arbeit oft unerbittlich drängt und der einzelne Kranke unter dem Großbetrieb leidet, erwächst der Schwester eine besonders schöne Aufgabe der persönlichen Betreuung auch unter schwersten Umständen. In unserer Nervenheilanstalt Sonnenhalde dienen Schwestern den Schwermütigen und werden eingeführt in die so besonders schwere, aber auch schöne Pflege der Nervenkranken.

Auch in den mehr technischen Arbeiten, die mit der Krankenpflege zusammenhängen, wie Laboratorium, Röntgen, Therapie und Operationsdienst werden einzelne Schwestern ausgebildet, damit wir auf dem ganzen Gebiet der Krankenpflege Kräfte zur Verfügung stellen können. Unsere Schwestern absolvieren das allgemeine Krankenpflegeexamen — manche von ihnen das Kinderpflegeexamen, Hebammen- oder Irrenpflegeexamen.

In mancher Küche steht auch eine Diakonisse und weiß, daß sie gerade da den Kranken und auch ihren Mitschwestern dienen kann. So die Schwestern der Waschküche, der Nähstube, der Verwaltung, des Gartens. Gerade bei ihnen kommt es ganz besonders auf die rechte Gesinnung an.

Wir freuen uns, wenn wir immer wieder Schwestern in diese uns anvertrauten Arbeitsgebiete in die verschiedenen Kantone unseres Vaterlandes senden dürfen wie auch über die Grenze nach Neapel, wo drei Schwestern arbeiten und bis nach Indien, wo eine Diakonisse im Missionsdienst steht.

Durch Besuche, Korrespondenz, einen monatlichen Schwesternbrief sowie gemeinsame Konferenzen wird die Zusammengehörigkeit gestärkt. Es liegt viel Verantwortung auf jeder einzelnen Schwester. In großer Selbständigkeit steht sie oft auf einsamem Posten und ist dankbar zu wissen, daß ihr Mutterhaus liebend und fürbittend hinter ihr steht.

Eine Diakonissengemeinschaft kann mit einem Baume verglichen werden, bei dem im Herbst die Blätter fallen und der Frühling wieder neue Triebe bringt. Manche betagte, müde Schwester betten wir auf den Gottesacker, wo sie der Auferstehung harrt, aber wir dürfen auch immer wieder junge Schwestern aufnehmen, die bereit sind, als junge Triebe zu wachsen und Frucht zu bringen. Vor allem kommt es darauf an, daß der Baum auf gutem Grunde steht. Wir möchten wurzeln in dem einen Grunde, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. —

Sr. M. van Vloten.

Tagung in Basel

II.*

Die Referate der Tagungen des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht bieten stets „staatsbürgerlichen Unterricht“. So gab auch diesmal die wirtschaftspolitische Studie über „Frauenarbeit und Arbeitsbeschaffung“ von M. Schwarz-Gagg der großen Hörerschaft wertvolle Uebersicht und löste eine Diskussion aus, an der sich auch Regierungsrat Wenk, der Vertreter der Basler Behörden, lebhaft beteiligte.** Arbeitsbeschaffung im Kleinen ist auch der Hausfrau möglich, wenn sie jetzt Reparaturarbeiten aller Art an Fachleute vergibt; viel kleine Aufträge sind zusammen doch große Hilfe; auch auf die Label-Ware, d. h. die mit dem Label als unter guten Arbeitsbedingungen hergestellte bezeichnete Ware wurde hingewiesen.

Von unseren eigenen Problemen weg und zu den Nöten und Schicksalen unserer ausländischen Schwestern hin führte der Vortrag von Emilie Gourd. Als Vorstandsmitglied des Internat. Frauenverband für Stimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit, dessen Wirken ja zurzeit gänzlich darniederliegt, steht sie dennoch nach Möglichkeit in Beziehung zu den Mitarbeiterinnen aus vergangenen Jahren. Grüße erreichen, oft nach monatelangem Schweigen, unser Land, und viel Tapferkeit und Durchhaltekraft kommt zum Ausdruck in schlichten und spärlichen Zeilen. Sehr viel Hilfsarbeit in vielen Ländern leistet die Young Womens Christian Association; in allen kriegführenden Ländern sind die Frauen aufs Aeußerste an- und eingespannt in Arbeitsleistung, aber in der Oeffentlichkeit wird wenig darüber bekanntgegeben. Einige Hinweise, wie sie aus Zeitungen ersichtlich waren, werden von der Referentin gegeben: daß in England über acht Millionen Frauen von 15—55 Jahren in der Landesverteidigung tätig sind, im Hilfsdienst, in Küchen, beim Radio, bei der Feuerwehr, bei Luftschutz und Evakuation, in der Industrie (wo z. B. Zehntausende von Frauen aus der Luxusindustrie (Seidenstrumpffabriken) in die Rüstungsbetriebe umgeschult wurden). Sehr viele Ingenieurinnen, Chemikerinnen und andere Technikerinnen sind tätig. — Ein Gesetz ermöglicht nun, daß Engländerinnen, die wegen Heirat Ausländerinnen geworden waren, aber in England leben, jetzt nach genauer Prüfung jeden Falles „rückgebürgert“ werden können, also nicht in der paradoxen Lage bleiben mußten, „feindliche Ausländer“ zu sein. —

In Deutschland arbeiten Frauen in sehr großer Zahl mit der Armee in Büro, Telephon, Krankenpflege. Entgegen der früheren Haltung, welche die Frauen ins Haus zurückverwies, sind sie jetzt wieder in größtem Ausmaß auch in der Industrie beschäftigt. — In Frankreich beruft man Frauen in die Gemeinderäte, während man zu gleicher Zeit an Mädchenschulen Latein und Mathematik verbietet. — In Schweden haben die letzten Reichstagswahlen den Frauen einen Zuwachs von 11 auf 18 Abgeordnete gebracht. — Dies nur einige Einzelheiten. Mit Bedrückung gedachte man der Unmöglichkeit, die früher so selbstverständliche Zusammenarbeit zu pflegen und im Stillen gingen die Grüße über die Grenzen in alle die Länder, in denen die Frauen, wie wir hier, Zeiten friedlichen Aufbauens sehnlichst herbeiwünschen.

Basler Gastfreundschaft bot am Abend Gelegenheit zu geselligem Beisammensein und Basler Humor kam einem trefflichen Kabarett zu statten. Zum Abschluß der Tagung fand man sich in großer Zahl zu gemeinsamem Essen zusammen, dem kurze Ansprachen der Vertreter eingeladener Behörden und Verbände die Würze gaben. Dankbar, daß es uns Frauen möglich ist, in gespanntester Zeit in geordneten Verhältnissen zu leben und zu arbeiten, trennte man sich, bereit zur Leistung am verschiedenem Orte für gleiche Ziele.

E. B.

* Vergleiche Nr. 21 vom 23. Mai 1941.

** Auszug aus dem Referat von Dr. Schwarz-Gagg, siehe an anderer Stelle dieser Nummer.

Glücksfälle und gute Taten

Einen Glücksfall, aus der guten Tat eines Unbekannten entstanden, weiß die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft zu melden: Ihr hat ein Unbekannter zu Weihnachten 1940 Fr. 35000.— und an Ostern 1941 Fr. 20250.— geschenkt! Wir gönnen dies der Beschenkten, weiß sie doch sicher heutzutage guten Gebrauch von solcher Gabe zu machen. — Wenn wir nur den Unbekannten oder auch andere verständnisvolle, zum Geben Bereite erreichen könnten mit der Frage: Warum nicht auch einmal unser „Schweizer Frauenblatt“ mit einer überraschenden Gabe erfreuen? Es könnte sie so wohl gebrauchen! Vielleicht zu Pfingsten?? — —

---

gen auf, schließt sie wieder und fährt mit Agnes in der weißen Wolke davon.

Er glaubt kaum ein paar Minuten geschlafen zu haben. Die Sonne muß wohl einen Sprung gemacht haben, denn nun steht sie schräg im Westen.

„Agnes“, flüstert er.

Als hätte sie nur darauf gewartet, schlägt sie die Augen auf und ihr Gesicht ist wieder voller Glanz und Leben. Gottlieb schneidet Brot und Fleisch. Sie haben noch keinen richtigen Hunger, aber es macht ihnen Freude zu essen, wann immer sie wollen. Ueber ihnen fangen die Vögel an zu singen. Sie haben mit ihnen geschlafen und sind nun erwacht und spritzen die Töne wie funkelnde Tropfen um sich. Zwischen den Stämmen hindurch sieht man über die Ebene und ganz fern, am Rande derselben, erscheint ein Mensch. Agnes glaubt in ihm den Bauern zu erkennen und fängt an zu zittern. Sie brechen auf, überqueren den Hügel und tauchen in ein bewaldetes Tal, durch dessen Mitte ein Fluß läuft. Sein Rauschen schwebt durch die Tannen empor, fängt die beiden ein und lockt sie über den weichen, mit Nadeln bedeckten Boden in die Tiefe.

„Ich sehe ihn“, sagt Gottlieb.

Wirklich, da glänzt er zwischen den Stämmen hindurch, stahlblau mit weiß schäumenden Wirbeln! Ein wenig benommen stehen sie an seinem Rand. Tausend Stimmen, von denen sie nicht wissen, was sie wollen, stürzen ihnen entgegen, und eine leichte Kühle läßt sie frösteln. Gottlieb legt dem Arm um Agnes, als könnte sie ihm fortgerissen werden. Da wird ihnen wieder warm, auf eine gute und frohe Art und Weise, und sie stehen ruhig und ohne es zu wissen mit lächelnden Gesichtern inmitten des tosenden Rauschens.

Indessen ist die Sonne auf der andern Seite des Tales in die Höhe gestiegen und muß erstlich daran denken, die letzten Baumwipfel zu verlassen. Gottlieb und Agnes gehen dem Fluß entlang. Weiter unten wird das Tal breiter, die Hänge zu beiden Seiten sinken in sich zusammen und plötzlich, schon recht klein geworden, kommen sie nicht mehr mit. Da macht der Fluß einen wundersamen Bogen, rauscht noch einmal herrlich auf und fließt dann blau und ruhig dahin.

„Gib acht!“ sagt Gottlieb.

Agnes will die Flasche mit Wasser füllen. Sie sind beide durstig und haben, da sie den sauren Most ausschütteten, nichts mehr zu trinken. Sie bückt sich tief, kommt jedoch nicht nah genug; das Ufer ist abschüssig und nicht ungefährlich.

„Laß mich!“ bittet Gottlieb.

Er steht hinter ihr und hält sie am Rock fest. Sie haben die Schuhe ausgezogen, um auf dem glitschigen Gras besser stehen zu können. Doch wie sie nun den Platz wechseln wollen, rutscht Agnes ab und kann sich nur noch in der letzten Sekunde an einem Grasbüschel festhalten. Sie sind so erschrocken, daß sie eine Weile bewegungslos verharren. Gottlieb erwacht zuerst wieder zum Leben. Sorgfältig läßt er sich tiefer gleiten, doch wie er versucht, Agnes heraufzuziehen, rutscht er ebenfalls aus, und sie stürzen beide ins Wasser. Schnell kommen sie wieder obenauf.

„Kannst du schwimmen?“ frägt Gottlieb.

Ja, er sieht, daß sie es kann. Ihr Gesicht ist ihm ganz nah, silbern überhaucht und von der Anstrengung zart gerötet. Der Fluß ist gut zu ihnen, das Wasser ist warm, und er trägt sie sanft mit sich. Wiesen und Felder ziehen an ihnen vorbei, eine Viehherde, eine Pappelallee, und sie sehen die Sonne auf einem fernen Hügelkamm sitzen. Agnes wird zuerst müde. Der Rock schlingt sich um ihre Beine. Doch vergeblich versuchen sie, das Ufer zu gewinnen. Der Fluß läßt sie nicht los. Dafür drängt er sie näher zusammen. Agnes versucht auf dem Rücken zu schwimmen, und Gottlieb stützt sie so gut er kann. Doch auch er fühlt seine Kräfte schwinden. Ein letzter Sonnenstrahl fliegt über die Erde.

„Küsse mich“, sagt Agnes.

Ihre Arme schlingen sich um seinen Hals. Und dann ist alles wie ein Traum. Der Fluß hebt sie noch einmal empor, rauscht leise auf und bettet sie zärtlich ein.

Die andere Seite

Man hatte mir schon oft von ihr gesprochen und sie mir mit weitausgestreckem Zeigefinger gewiesen, wenn ich träumend auf einer der Bergstraßen oder am Ufer des Sees stand und so in die Weite blickte, sehnsuchtsvoll und wißbegierig zugleich. Aber das ist gar keine so einfache Angelegenheit, sondern eine ganz verklärte Sache, die andere Seite, und mit dem einfachen Hinüberfahren ist noch nicht viel erreicht. Man muß nämlich reif dazu sein, so reif wie ein Apfel, der deswegen ganz natürlich vom Baume fällt, auch mußt du, um das zu erleben, was man dir dort drüben verspricht, und eigentlich verspricht man dir gar nichts, sondern munkelt im Gegenteil so etwas vom „Entsagen“, mit verschiedenen alten Angewohnheiten brechen.

Ich will aber ganz sachlich sein, im Leben ist es immer und überall so: willst du etwas Neues kennen lernen, geht es ohne Opfer nicht ab, wozu du ungefähr alles rechnen kannst, was sich im Laufe einer bestimmten Zeit als angenehme Angewohnheit an deine Fersen angehestet. Und hier, um auf die andere Seite des Sees zu gelangen, der „Schattenseite“, wie so viele meinen, mußt du die sonnige Piazza mit den gepflegten Strandvillen, den heiteren Lido mit der Jazzmusik und den mondänen Badekleidern, die vollgepropften Cafés mit den ewig lustig-fein-wollenden Menschen, die auf Ferieneinfälle gestimmten Läden der Hauptstraße, den amüsanten Klatsch, die Nachtbars und romantischen Tanzgrottos, also die ganze mondäne Sinnenreizwelt verlassen, mußt ihr im wahrsten Sinne entsagen, denn dort im Gambarogno wirst du es nicht mehr finden und darfst es auch gar nicht suchen, denn die Friedensstörer mit ihrer Lustdynamik sind dort nicht beliebt und werden rasch wieder hinübergeckelt, von wannen sie kamen.

Aber, siehe da, eines Tages trägt dich das Schiff mit dem schönklingenden Namen hinüber, und mitten im See spürst du bereits den frischen Hauch des Windes, der aber nichts von der verärgernden Inverna von Ascona hat. Gambarogno, Sant-Abbondio, heiliger Ueberfluß, ein skurriler und ein lebensstrotzender Name, kann das sensible Ohr etwas Schöneres verlangen!

Das Schiff legt an. Erst Gerra, dann Ranzo. Am Ufer steht ein ganzes Dörflein aufgestellt, alte neben- und übereinander geschichtete Tessiner Häuser aus grauem, urwüchsigen Gestein, einige neuere dazwischen, rosa oder weißlich gestrichen, manchmal in verwilderten Gärten voller alter, hoher Bäume ein verlassenes Landhaus in etwas veraltetem pompösen Stil, gewesener Sommerpalazzo einer entschwundenen Patrizierfamilie. An der Kurve, ehe

Frauenarbeit und Arbeitsbeschaffung

Von M. Schwarz-Gagg.*

Frauenarbeit ist organisch, als Ergebnis einer jahrhundertealten Entwicklung, unserer Wirtschaft eingegliedert. Das Bedürfnis der Wirtschaft und dasjenige der weiblichen Bevölkerung nach Arbeit und Verdienst ist gleichermaßen vorhanden. In einer Stunde der Orientierung muß heute vorerst festgestellt werden, daß niemand voraussusehen vermag, wie der weitere Kriegsverlauf sein und sich auf die Arbeit auswirken wird. Daß aber eine Rückkehr zu der frühern Wirtschaft nicht mehr erwartet und auch nicht erstrebt wird, scheint das Charakteristische unserer heutigen Wirtschaftspolitik zu sein.

Im Rahmen dieser Neuorientierung liegen die Pläne der Arbeitsbeschaffung. Sie sollen dem Arbeitslosen Arbeit bringen, wenn plötzlich Arbeitslosigkeit in größerem Umfang eintreten sollte, was heute noch nicht der Fall ist. Zwar gilt schon jetzt als ausgemachte Parole, an die sich Mann und Frau sicher halten wollen, dem heimkehrenden Wehrmann den Arbeitsplatz wieder zu geben. Doch ist ein Sofort-Programm für den Notfall größerer Arbeitslosigkeit vorhanden, dessen Projekte

1. planmäßig, nach den Verhältnissen des Arbeitsmarktes zur Ausführung gelangen und
2. nur Teile eines noch größeren Gesamtplanes sind.

Es muß im Auge behalten werden, daß unser Land nach dem Kriege darnach trachten muß, eine leistungsfähige Exportindustrie zu haben, seine Bedeutung als Durchgangsland zu steigern, und auch künftig ein Ferien- und Erholungsland für ausländische Reisende zu sein. Daher sind Straßen- und Verkehrsprojekte u.a.m. auf weite Sicht hin eingestellt, jedoch auch Werkstatthilfe (für Handwerk und Gewerbe) ist vorgesehen.

Alle diese Maßnahmen kommen auch den Frauen zugute, denn der Gang der Wirtschaft bestimmt auch das Maß der Frauenarbeit. Wenn die Exportindustrie gut arbeitet, ist immer ein Mangel an Arbeitskräften eingetreten, auch in der dann durch gesteigertes Einkommen belebten Inlandindustrie. Vor und nach dem letzten Weltkrieg fehlten Arbeitskräfte beiderlei Geschlechts. — Auf alle Fälle wird es außerordentlich wichtig sein, daß für alle Produktionszweige quantitativ und qualitativ genügende Arbeiterschaft bereit sei für die Wirtschaft nach dem Kriege. So darf auch das Problem, genügend tüchtige Facharbeiter nicht durch Umschaltung auf andere Arbeit zu verlieren, nicht übersehen werden. — Während 1937 44,000 Arbeitslose mit Notstandsarbeiten beschäftigt waren und 70 Millionen öffentliche Gelder für diese Arbeiten ausgegeben wurden, war es nötig, 25,000 Ausländern Aufenthaltsbewilligung zu Berufszwecken zu geben (zwei Drittel davon Frauen).

Erziehungs- und Aufklärungsarbeit ist neben zielbewußter Lenkung von Berufsberatung und Arbeitsmarkt nötig und die bisherigen Bestrebungen, vor allem auch die der Frauen zur Reorganisation der Hausdienstfrage sind nicht zu unterschätzen.

Wenn wir in Kreisen, welche die Berufswahl der Mädchen hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt möglichst raschen Erwerbes betrachten, das Verständnis für den Wert guter Berufsvorbereitung wecken, so stärken wir die Freude am Beruf und bessern die wirtschaftlichen Aussichten. In Zeiten andauernder Arbeitslosigkeit sind immer die Ungelernten am längsten ohne Arbeit. Daß sich die Bemühungen auf hauswirtschaftlichem Gebiete lohnten, zeigt die Tatsache, daß im Jahre 1930 noch 17,000 Gesuche für einreisende Hausangestellte, 1939 nur noch 3400 Gesuche bewilligt wurden. Daß unsere Schweizermädchen den Beruf der Hausangestellten nicht als ideal betrachten, obwohl man vom Haushalt als vom idealen Berufsgebiet der Frau spricht, gibt oft zu Deutungen oder richtiger Mißdeutungen Anlaß, welche der Frauenarbeit als Ganzes schon sehr schadeten.

Vermehrte Verwendung weiblicher Kräfte in Bureau und Verwaltung gibt den Hauptanlaß zur Kritik. Die Zahl ist tatsächlich gestiegen, aber ebenso die Zahl der männlichen Kräfte. Den Schluß daraus zu ziehen, als hätte Frauenarbeit überhaupt zugenommen, ist falsch; der Anteil der Frau am Total der Erwerbstätigen nahm stetig ab, z. B. betrug der Frauenanteil in Fabrikarbeit 1900 38 Prozent, 1939 noch 34 Prozent. — Vermutlich haben die durchschnittlich besseren Einkommensverhältnisse den Rückgang der Frauenarbeit gebracht, ja vielleicht, im Gegensatz zur offiziellen Tagesmeinung, hat sogar die Kleinhaltung der Familie beigetragen, daß die Frau weniger zum Erwerb gezwungen war. Andere Gründe dieses relativen — nicht etwa absoluten — Rückganges der Frauenerwerbsarbeit mögen hier unerwähnt bleiben.

Wenn 1930 die Volkszählung meldete, daß 42 Prozent aller Frauen erwerbstätig sind, so sind die andern 58 Prozent Ehefrauen im bäuerlichen, im handwerklichen Gewerbe, Mütter kleiner Kinder, sozial wirkende Frauen; in Arbeitsleistungen, die nicht statistisch erfaßt sind, wirken Frauen und sind viel tätiger, als die Statistik zeigt. Frauenkraft ist als unentbehrliche Mitarbeiterin in allen Zweigen der Wirtschaft eingeschaltet und die Frau erfüllt ihre berufliche Aufgabe mit einer Freude und Gewissenhaftigkeit, daß auch ihr ein großer Anteil daran zukommt, wenn, wie unser Bundespräsident bei Eröffnung der Mustermesse kürzlich sagte, „unser Land ein schöner Garten geworden sei". Mit Selbstverständlichkeit schloß die Frau die Lücken, die bei der Mobilisation im Arbeitsraum entstanden waren und durch praktischen Sinn und Anpassungsfähigkeit trug sie Entscheidendes bei, daß der Gang der Wirtschaft in kritischer Zeit erhalten blieb. Reibungslos geschah dieser Uebergang und ebenso still vollzog sich wieder die vorherige Umsetzung dort, wo es die militärische Lage erlaubte. Ohne geschriebenes Recht und ohne behördliche Maßnahme hat sich ein durch Tradition und Sitte gefestigtes berufliches Zusammenarbeiten bewährt. —

Im Kampf gegen Arbeitslosigkeit wird heute darauf gesehen werden, Berufs- und Qualitätsarbeit möglichst zu erhalten; ein leichter aufstellbarer, als durchzuführender Grundsatz. Wie wird dies möglich sein, wenn die nicht zum Baugewerbe Gehörigen Arbeit suchen, zu denen ja auch die Frauen gehören? In diesem Zusammenhang sind alle Modernisierungen von Werkstätten- und Fabrikbetrieben wichtig und alle Forderungen zwischenstaatlicher Wirtschaftsbeziehungen. Darum ist es auch für uns Frauen so wesentlich, diesen Fragen das ihnen gebührende Interesse zuzuwenden. Gesteigerte Anteilnahme setzt allerdings voraus, daß die Frauen von seiten der Behörden Gelegenheit haben, mitzuhören und mitzuberaten. Im Gutachten der Eidgen. Arbeitsbeschaffungskommission wird gesagt, der Schweizerbürger sei sicher fähig und willig, große Entbehrungen auf sich zu nehmen, wenn sie nötig sind und wenn er nicht die Empfindung habe, die Einschränkungen würden ungleichmäßig und ungerecht durchgeführt. Wir Schweizerfrauen dürfen ohne Ueberhebung sagen, daß wir selbst dann noch bereit sind, wenn wir uns ungerecht behandelt fühlen, Opfer mit zu tragen. Aber es entspricht guter Frauenart, nicht nur Opfer hinzunehmen, sondern zugleich alle Kräfte einzusetzen, damit die Notlage überwunden werde. Möge man die brach liegenden Frauenkräfte nicht nur, wie bereits geschehen, im militärischen und zivilen FHD mobilisieren, sondern den geistigen Frauenhilfsdienst auch innerhalb der Behörden noch mehr annehmen.

* Auszug aus dem an der Generalversammlung des Verbandes für Frauenstimmrecht in Basel gehaltenen Vortrag von Dr. M. Schwarz-Gagg.

ECOLE D'HUMANITE

Leitung: Paul Geheeb

Landerziehungsheim für Knaben und Mädchen jeden Alters. Dreisprachig. Auch für die Ferien werden Kinder aufgenommen. Schwarzsee (Fribourg) 1050 m hoch gelegen. Tel. 5313

Was ist Hunger?

„Während der Großteil unserer Bevölkerung heute noch mit einer gewissen Sorglosigkeit durch die wohlgefüllten Läden und über den reichhaltigen Markt geht, stellen sich die Behörden schon seit Monaten die bange Frage: „Werden wir den Krieg ohne Hunger überstehen"? Hunger wäre dabei nicht etwa jenes unangenehme Gefühl im Magen zwischen 11 und 12 Uhr, das nach einem ordentlichen Mittagessen verschwindet, es wäre auch nicht das meist nach einigen Tagen der Gewöhnung aufhörende Mißbehagen infolge der Umstellung von einer bisherigen Ernährung auf eine neue. Nein, Hunger wäre in diesem Zusammenhang eine durch äußere Umstände auf längere Zeit einem beträchtlichen Teile der Bevölkerung aufgezwungene ungenügende Ernährung. Die Ernährung wäre zu knapp nach Quantität oder bei relativ großen Mengen in gewissen Nahrungsmitteln mangelhaft nach Qualität, d. h. es fehlten einzelne Nähr- oder Schutzstoffe. Die Unterernährung würde sich ausdrücken im Kräfteschwund bei den Erwachsenen und in einer mangelhaften körperlichen Entwicklung der Jugend, im allzufrühen Dahinsiechen der Alten und der steigenden Ausbreitung von Krankheiten, die auf dem Boden des Hungers furchtbar zu wüten pflegen, wie etwa der Tuberkulose, und im Vorhandensein eigentlicher Mangelkrankheiten. Das alles sind Erscheinungen, die wir in diesen schweren Zeiten unter allen Umständen verhüten sollten, nicht zuletzt wegen ihrer allfälligen psychologischen und politischen Folgen."

So beginnt die Einleitung zum Kapitel „Die Ernährungslage der Schweiz im Weltkrieg". Weitere Kapitel der soeben erschienenen Broschüre „Werden wir den Krieg ohne Hunger überstehen?" von Dr. Dora Schmidt, Mitarbeiterin im Eidg. Kriegs-Ernährungsamt, erläutern die Störungen, denen unsere Nahrungsmittelversorgung heute ausgesetzt ist, geben Uebersicht über die zur Ueberwindung der Schwierigkeiten vom Bundesamt und anderen Stellen unternommenen Schritte. Am Schluß der Appell an alle: Möglichst viel anbauen, sorgfältig ernten und konservieren, sparsamst verbrauchen, verständnisvolle Zusammenarbeit zwischen Staatsbürger und Behörde. Auf kleinem Raume sind übersichtlich und klar die großen Probleme dargestellt, deren Lösung für uns Schicksalsfrage ist.

Die Broschüre ist zu 40 Rp. im Buchhandel erhältlich, in größerem Quantum für Vereine etc. verbilligt bei der Aktienbuchdruckerei Wetzikon, Kt. Zürich.

Gern sparen — aber wie?

Wir haben dankbar aufgeatmet, als wir erfuhren, daß per Kopf

3 kg Einmachzucker

im Juni zugeteilt werden konnten. Aber wir sind ordentlich erschrocken, als wir lasen, daß Wehrmänner, die im Juni mehr als 14 Tage Dienst zu machen haben, nur die halbe Ration Einmachzucker erhalten.

Sollen sie und ihre Familien im Herbst und Winter dafür herhalten müssen — mit weniger Eingemachtem im Schrank — daß sie im Juni für uns im Aktivdienst standen? Da hat das Eidgen. Kriegsernährungsamt sicher sein „Konsultatives Frauenkomitee" nicht konsultiert, als es dieses Beschluß faßte. Wenn gespart werden muß, da gibt es nichts daran zu rütteln, aber dann wollen wir alle miteinander noch mehr sparen und eine noch kleinere Ration ohne Seufzer bezahlen — nicht aber „der Wehrmann im Juni" soll der Leidtragende sein. — (Wie wir soeben erfahren, hat das K. E. A. auf Anfrage hin erklärt, daß man suchen werde, eine befriedigendere Lösung zu finden.)

Wer hilft mit,

unserem Blatte noch neue Freunde zu gewinnen?

„Das Frauenblatt malgré tout!", schrieb eine Abonnentin auf ihrem grünen Einzahlungsschein als Gruß. — „Dieser Kontakt mit der Heimat ist heute besonders wertvoll", schreibt eine Auslandschweizerin aus England. — Ein Brief aus Manchester sagt: „Ich bin stets froh, die verschiedenen Artikel zu lesen, ganz besonders, zu vernehmen, was in Bern besprochen und beschlossen wurde. Ich sende die Zeitung sofort weiter an Bekannte und Verwandte, die sich alle freuen, Nachricht aus der Heimat zu erhalten." „.. wie mich die letzten Nummern durch die hohe Qualität fast aller Artikel getreut haben", meldet uns eine Lehrerin, und „... für so vieles, was Sie im Schweizer Frauenblatt schreiben und veröffentlichen", dankt die Leiterin eines großen Frauenwerkes. „Ihnen und Ihren Mitarbeiterinnen spreche ich meinen aufrichtigen Dank aus für alles, was das Blatt mir im vergangenen Jahr gegeben hat", stand im Brief, den eine Finnländerin aus ihrer fernen Heimat zum Neujahr schrieb, und aus dem Berner Oberland berichtet eine Hausfrau, „wie viel Anregung und Freude" ihr das Blatt bereite. — Im Brief einer Hebamme aus der Ostschweiz steht: „Es ist wahr, man muß der gemeinsamen Sache Treue halten und das Frauenblatt bringt wirklich viel Schönes und Klärendes" — und aus einem Walliser Bergtal schreibt eine Hausfrau, die „für viele Anregungen in meiner Weltabgeschiedenheit (wohlverstanden im Sinne geistiger Fühlungnahme)" dankt, während aus der lebhaften Großstadt Zürich der Gruß einer Hausfrau kommt, deren Gatte immer am Wochenende zuerst zum Blatt greift: „Wir haben ja jede Woche große Freude mit dem Frauenblatt und gerade der .... Artikel gab mir neuen Mut zum Tapfersein und zum Durchhalten."

Warum solch ein Melden von Dank und lieben Grüßen? Selbstlob liegt uns gar nicht und fern sei es von uns, zu verheimlichen, daß auch Kritik den Weg zur Redaktionsstube findet. Aber diese und viele weitere ähnliche Grüße geben uns den Mut, unsere Leser zu bitten:

Helfet mit, weitere Leserinnen zu finden! Werbet dem Blatte weitere Abonnenten! Es ist doch Tatsache, daß es Vielen etwas bietet, so dürfen wir — und ein großer Abonnentenkreis ist zur Sicherung der Existenz des Blattes heute mehr denn je nötig! — an Sie gelangen mit der Bitte:

Senden Sie uns Adressen von Bekannten, an welche Probenummern gesandt werden können;

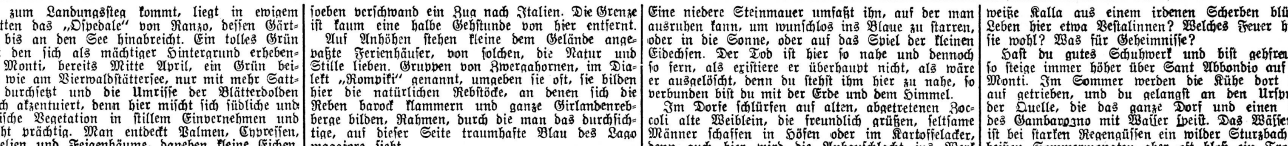
Werben Sie selbst neue Leserinnen in Ihrem Kreise;

Schenken Sie zu Pfingsten, zu Geburtstagen und andern Gelegenheiten der Freundin, der Tochter, der Nachbarin, der fernen Verwandten ein Geschenkabonnement (unsere hübsche Geschenkkarte, die dies dem Beschenkten anzeigt, senden wir Ihnen gerne);

Sparen Sie nicht gerade an solchen Ausgaben, solange es Ihnen möglich ist, die noch nicht rationierten geistigen Gaben verbreiten zu können.

Alles in allem: seien Sie uns Helferin als Freundin unserer Sache! Wir danken Ihnen herzlich dafür!

Die Redaktion.



man zum Landungssteg kommt, liegt in ewigem Schatten das „Ospedale" von Ranzo, dessen Gärtchen bis an den See hinabreicht. Ein tolles Grün krönt den sich als mächtiger Hintergrund erhebenden Monti, bereits Mitte April, ein Grün beinahe wie am Vierwaldstättersee, nur mit mehr Saftheit durchsetzt und die Umrisse der Blätterdolden südlich akzentuiert, denn hier mischt sich südliche und nordische Vegetation in stillem Einvernehmen und gedeiht prächtig. Man entdeckt Palmen, Cypressen, Kamelien und Feigenbäume, daneben kleine Eichen, Buchen, Ahorne und vor allem die herrlichen alten Kastanien.

Die Sonne, die hier eine Stunde später als drüben zu scheinen beginnt, hält als gerechte Kompensation ihre Strahlen am Abend eine Stunde länger über das Gambarogno, was anscheinend der Vegetation äußerst gut bekommt. Die Wiesen sind im Frühling eine wahre Symphonie von Blumen, ein Teppich von Primeln, wilden Crocussen und Schneeglöckchen. Anfang Mai duften die Maienriesli in ganzen wilden Rabatten auf den Wegen, die der Höhe zu führen. Später gegen Sommer, nur 100 Meter über dem Meere, stehen Büsche unserer nordischen Alpenrosen. Unwillkürlich wirft du zum liebenden Dichter in all dieser blumigen Fülle, sieht das Mädchen aus der Fremde nahen, die für jeden eine Gabe hat!

Der Landungssteg ist nichts weiter als das, aber der Wege drei gibt es, die man sofort wählen kann: links gehts zur Bahnstation von Ranzo rechts ins Dorf und in der Mitte die steile Kürzuna, die hinauf nach Sant-Abbondio führt. Durch den Tunnel rechts sieht man noch Rauch aufsteigen, denn soeben verschwand ein Zug nach Italien. Die Grenze ist kaum eine halbe Gehstunde von hier entfernt.

Auf Anhöhen stehen kleine dem Gelände angepaßte Ferienhäuser, von solchen, die Natur und Stille lieben. Gruppen von Zwergahornen, im Dialekt „Rompiki" genannt, umgeben sie oft, sie bilden hier die natürlichen Rebstöcke, an denen sich die Reben barock klammern und ganze Girlandenrebberge bilden, Rahmen, durch die man das durchsichtige, auf dieser Seite traumhafte Blau des Lago maggiore sieht.

Dort liegt er, und abseits das von dir verlassene, bekannte Dorf am anderen Ufer, das sich an die Collina des Monte verità anschmiegt. Es sieht bereits ebenso blau und entrückt aus wie etwas längst Vergangenes, und du selbst bist hier auf der anderen Seite inmitten von Kastanienwäldern, die von der Sonne bestrahlt in üppiger Pracht, dich an des Lebens Mittag erinnern. Ueber dir das einsame Dorf mit seinen ansteigenden Häusern, sogar strohgedeckte Ställe, ältester Konstruktion gucken hie und da zwischen den Zweigen hindurch, unter dir der sich in die Ferne verlierende See und darüber auf blauem Grund, weiße, graue und rosa Wolken, je nach der Tagesstunde.

In Sant-Abbondio gibt es, wie in allen Tessiner Dörfern, einen charakteristischen, weit sichtbaren Kirchturm, der aber neben der eigentlichen Kirche steht. Diese ist auf den Ruinen einer Kirche aus dem 13. Jahrhundert (vor 200 Jahren) aufgebaut worden, der Turm mag noch älter sein. Darüber liegt gleich der Friedhof, nach Morcote wohl der schönstgelegene im Tessin, mit seiner alten geschmiedeten Eintrittspforte und seinen blumigen Gräbern. Eine niedere Steinmauer umfaßt ihn, auf der man ausruhen kann, um wunschlos ins Blaue zu starren, oder in die Sonne, oder auf das Spiel der kleinen Eidechsen. Der Tod ist hier so nahe und dennoch so fern, als existiere er überhaupt nicht, als wäre er ausgelöscht, denn du stehst ihm hier zu nahe, so verbunden bist du mit der Erde und dem Himmel.

Im Dorfe schlürfen auf alten, abgetretenen Zoccoli alte Weiblein, die freundlich grüßen, seltsame Männer schaffen in Höfen oder im Kartoffelacker, denn auch hier wird die Anbauschlacht ins Werk gesetzt. Das Leben dieser Menschen spielt sich einfach und alltäglich ab, rollt dahin ohne viel Lärm, wie das einzige Lied einer kleinen Spieluhr. Still, still verläuft das Dasein hier, nur die Glocken sprechen laut vom lieben Gott und der flüchtigen Zeit.

Große Armut zwang oft einen Sant-Abbondier zur Auswanderung. Man gelangte nach Paris, Amerika, schlug sich dort durch als Hafner, Bäcker oder Kaminfeger und kehrte in beschaulicher Wohlhabenheit zurück in die alte Heimat. Man lebt hier sonst allgemein vom Weinbau, fällt Holz aus den Wäldern des Monti, ißt, was man dem Boden spärlich abgewinnt. Im Herbst wird „Vendemmia" gefeiert, da ist jeder fröhlich und dankbar. 14 ganze Schulkinder gibt es im Dorfe, die von einer richtigen Maestra unterrichtet werden, und der junge Sindaco tut alles, um Hilfe und Verständnis für die Not der Gemeinde bei den besser gestellten Mitbürgern zu erwecken.

Kleine, geschwiegene und wohlgepflegte Gärten liegen oft zwischen den grauen Steinhäusern, an verschiedenen Fenstern sah ich in Schweigen erstarrt eine weiße Kalla aus einem irdenen Scherben blühen. Leben hier etwa Vestalinnen? Welches Feuer hüten sie wohl? Was für Geheimnisse?

Hast du gutes Schuhwerk und bist gehfreudig, so steige immer höher über Sant Abbondio auf den Monti. Im Sommer werden die Kühe dort hinauf getrieben, und du gelangst an den Ursprung der Quelle, die das ganze Dorf und einen Teil des Gambarogno mit Wasser speist. Das Wasserleitsi ist bei starken Regengüssen ein wilder Sturzbach, an heißen Sommermonaten aber oft bloß ein Tropfen auf einen heißen Stein. Jedes Glas Wasser ist dann goldeswert, trotz des großen, weiten Sees zu Füßen des Monti.

Schon oft wurden Anläufe genommen, um die Sant Abbondier mit einer richtigen Wasserversorgung zu versehen, aber es scheint, daß sie den modernen Errungenschaften nicht allzu heftig nachstreben, obwohl das wahre Geheimnis des Scheiterns aller Pläne wohl in dem ungeheuren Geldmangel zu suchen ist.

Das Schönste aber in Sant Abbondio ist wohl die „blaue" Stunde, ich meine damit die kurze Zeit vor und nach dem Sonnenuntergang, wo der Friede in all seiner tragenden Bläue und Tiefe auf die Natur herniedersinkt. Frieden? Was für ein Wort! So unfaßbar in der jetzigen Zeit wie die Bläue, die dich umgibt und der Natur die ganze Erdenschwere nimmt. Der blaue Aether des Himmels wird zum geistigen Mittler zwischen aller Kreatur und läßt uns für einige selige Augenblicke vergessen, was nicht in seinem Bereiche ist, sondern einer irdischeren Sphäre angehört. Wer das erleben will, komme getrost auf die andere Seite.

Steffi Bach

25 Jahre

sind es jetzt her, seitdem, im Mai 1916, von einer Delegation von Frauen dem Bundesrat die

Nationale Frauenspende

von **1,168,000 Franken** überreicht wurde. Unter Führung des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins war damals eine Sammlung durchgeführt worden, zu der alle Frauen ihr Scherflein beigetragen hatten. Die große Summe war aus zahllosen kleinsten und auch größeren Spenden zusammengekommen. Der damalige Bundespräsident Décoppet und Bundesrat Motta als Vorsteher des Finanzdepartements nahmen die Spende entgegen, die dann der Grundstock wurde für die spätere Institution der Stiftung „Schweizerische Nationalspende", die in der jetzigen Mobilisationszeit fortführt, was damals begonnen wurde.

Der Vortrag «Eidgenössische Besinnung», gehalten von Arnold Jaggi am Zürcher Kantonalen Frauentag, ist als Broschüre erhältlich zu 30 Rp. beim Sekretariat der Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29

Berichtigung

Als eine der in Nr. 21 gemeldeten Preisträgerinnen des Braunwaldpreises für Gesang wurde Yvonne Lebin genannt: es sollte heißen: Yvonne Lehni, Rüschlikon.

Kurse und Tagungen

Schweiz. Arbeitslehrerinnenverein

7. und 8. Juni in Bern: **Generalversammlung.**

7. Juni, 15 Uhr, im Dählhölzli: Delegiertenversammlung

8. Juni, 10 Uhr, Casino: Generalversammlung. Nach den übl. Geschäften Vortrag von Dr. Hilde Verene Borsinger: Die Frau im Staat.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Volkshochschule, Dienstag, 3. Juni, 20.30 Uhr, Universität, Z. 109; letzter Vortrag in der Serie „Die Frau zur Kriegszeit": Die Frau als Staatsbürgerin. Referentin: Emmi Bloch.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 32203.

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 81208.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen, Tellstr. 19.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt.

Villa Katharina, *Oberägeri*

bietet einer kleinen Anzahl Damen und Herren, die keinen eigenen Haushalt mehr zu führen wünschen in gepflegtem Milieu einen angenehmen

DAUERAUFENTHALT

Familie Dr. Meyenberg-Meili, Arzt, Telephon 4 51 39

SCHAFFHAUSER WOLLE

MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMMES

Dr. Dralle

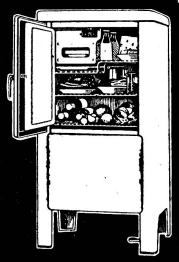
BIRKEN-HAARWASSER

hat noch nie enttäuscht.

ADOLF RACH BASEL 2

wie hausgemacht!

Therma



Der zuverlässige, im Betrieb billige Schweizerkühlschrank

Prospekte und Beratung durch El. Werke und Elektro-Inst.-Firmen oder durch THERMA A.G. KÄLTEBÜRO ZÜRICH Hohlstraße 41

Wo kauft die Frau in Winterthur?

gll-Artikel

erhöhen Ihr Wohlbefinden und geben tadellose Figur

Corsolet, Büstenhalter Hüftgürtel, Umstandsgürtel Gürtel f. Unterleibssenkungen

5% Rabattmarken auch für diese Artikel

Frau Gerlach, Graben 29,

Corset Wäsche Strümpfe

Dampftopf „Securo"

kocht alle Speisen rascher und schmackhafter. Spart Geld, Zeit u. Arbeit. Hält die Speisen lange Zeit warm. Kochzeit für Rippli mit Kraut oder Suppenfleisch 10—15 Minuten. Seine Anschaffung macht sich in kurzer Zeit bezahlt.

Erhältlich in allen besseren Haushaltgeschäften.

Gröninger, Aktienges., **Binningen**-Basel

Wolle und Garne

kaufen Sie gut bei

F. Müller-Schoch
Stadthausstr. 14, Winterthur

Gratis-Anleitung

Detektiv K. Lier streng diskret erstes Spez.-Büro

schafft Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschaftsprozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats & Spez.-Auskünfte **Löwenstr. 56** b. Bahnhof Zürich 1, Tel. 32948

a. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

Inserieren bringt Gewinn

Das Vertrauenshaus für

BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen

Leinenweberei Bern AG., Bern

City-Haus Bubenbergplatz 7

Wo kauft die Frau in Zürich?

Küchengeräte

in unserer **SPEZIAL-Qualität** bereiten auch Ihnen Freude.

Neue Adresse: **Nüschelerstraße 44**

SCHWABENLAND & CIE A.G. Zürich

TAPETEN. WANDSTOFFE. VORHÄNGE

Tapeten Spörri

TEL: 36.660 . ZÜRICH . FÜSSLISTRASSE 6

TS

Hotz A.G. TEIGWAREN

sind Vorzüglich

Kolibri

Zürich Uraniastraße 2

Größte Auswahl in

Strickmaterial

Handarbeiten in allen Techniken
Eigenes kunstgewerbliches Atelier
Strickstube **J. Schurter.**

Frische Eier

Beste Qualitäten Größte Auswahl

Äusserste Berechnung

Eier-Lüchinger

BASEL - ZÜRICH - BERN - BUCHS
LUZERN - ST. GALLEN

Der heimelige **Teeraum** Marktgasse 18

Gipfelstube

W. BERTSCHI, SOHN ZÜRICH

Metzgerei und Wursterei

Gebr. Niedermann

Zürich 1

Augustinergasse (Münzplatz)

Prima Fleisch- und feine Wurstwaren

● ● ● *sparen!*

Wir färben Ihre Garderobe in **allen Modetönen.** – Wir reinigen Kleider, **Uniformen,** Teppiche, Vorhänge, Steppdecken usw. nach bewährtem, schonendstem Verfahren. Trauerkleider innert 24 Std. ohne Zuschlag.

Wir plissieren, dekatieren, imprägnieren.

Vorteilhafte, prompte Lieferung.

Färberei und chemische Waschanstalt A.G.

WÄDENSWIL/ZÜRICH Telefon 956.058 Gegr. 1887

Filialen: Seefeldstraße 8, Tel. 22566; Badenerstraße 60, Tel. 52041; Stampfenbachstraße 56, Tel. 47502; Forchstraße 92, Tel. 26711; Stockerstraße 45, Tel. 32481.

Ablagen in der ganzen Stadt

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770

Filiale Bahnhofplatz 7

30372

Sie dürfen **vertrauen!**

Als bedeutende Zürcher Radiofirma bedient gut und vorteilhaft

Paul Zeli

Zürich-Wollishofen
Albisstr. 10 Tel. 50671

Stets reichhaltigste Auswahl in selbstgemachtem

KONFEKT

BÄCKEREI-CONDITOREI F. MORF
RÖMERHOF, ZÜRICH
Telephon 24840